

# THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– September 2023 –

---

**Liatsi, Maria: Irdische Unsterblichkeit.** Die Suche nach dem ewigen Leben in der Antike. – Berlin: De Gruyter 2021. 25 S., geb. € 99,95 ISBN: 978-3-11-075356-1

Wie der Untertitel der Monographie von Maria Liatsi bereits erahnen lässt, führt die Vf.in ihre Leser:innen quer durch phil. und theol. Entwürfe menschlicher Unsterblichkeit in der Antike, zunächst im Sinne des Buchtitels verstanden als irdische und innerweltliche Unsterblichkeit, dann aber auch als jenseitig-religiöse Unsterblichkeit.

Die Vf.in setzt bei Platon und Aristoteles an (Kap. 1 u. 2), beschreibt das Zusammentreffen der griechischen Phil. mit der biblischen Botschaft der individuellen Auferstehung (Kap. 3) und schließt, indem sie die Synthese beider Gedankensysteme in der alten Kirche beschreibt und dabei schlaglichtartige Ausblicke bis in die Neuzeit unternimmt (Kap. 4). Bereits das Inhaltsverzeichnis und der darin präsentierte Aufbau des Buches lassen erahnen, dass L. eine methodische Vorentscheidung getroffen hat: Die biblische Theol. wird im Aufbau des Buches gerahmt durch die hellenistische Phil. Letztere nimmt L. als gedankliche Folie des antiken Unsterblichkeitsglaubens, die durch das Christentum nicht grundsätzlich widerlegt, sondern eher transformiert wurde: „Das Christentum wird von seinen Apologeten nicht ungeschickt, eher schon diplomatisch, der heidnischen Umwelt als Philosophie vorgestellt, als Philosophie unter Philosophien, wenn auch als die einzig wahre Philosophie, die christliche Philosophie, die sich zwecks eigener Formgebung der Begrifflichkeit der griechisch-römischen Philosophie bediente, sich diese aneignete und, wie nicht anders zu erwarten, auf Begriffsebene semantisch weiterentwickelte: neuer Wein in zum Teil alten Schläuchen.“ (161) Die Suche nach individueller Unsterblichkeit zeichnet L. als eine der dringendsten existentiellen Fragen der Antike, die erst das Christentum befriedigend lösen konnte (211–212). Das große phil.-theol. Bild des Unsterblichkeitsglaubens der Antike, das L. zeichnet, sieht folgendermaßen aus: L. setzt bei Platon an und beschreibt seinen Entwurf der irdischen Unsterblichkeit als eine nicht individuelle, sondern als eine generische Unsterblichkeitsphil. (26f), nach der nicht das Individuum, sondern die „Gattung Mensch“ vom Tod verschont bleibt (30). Die aristotelische Antwort auf die Frage der irdischen Unsterblichkeit ist nach L. ebenso zunächst rein auf das Diesseits ausgerichtet: Aristoteles' Entwurf der Unsterblichkeit nennt L. in Abgrenzung zu Platon „eidetisch“, was sich paradigmatisch an seinem Satz „Ein Mensch zeugt einen Menschen“ (38) verdeutlichen lässt: Der Mensch ist in einem diesseitigen Sinne unsterblich, da er in der Lage ist, etwas ihm Artgleiches zu zeugen (50). Dies ist ein gedanklicher Moment, der dem Entwurf des Aristoteles eine regelrecht naturwissenschaftliche Qualität zu verleihen scheint (50).

Im zweiten Kap. entfaltet L. die Beschreibung antiker Unsterblichkeitsvorstellungen, indem die Vf.in Beispiele nicht biologisch-natürlicher, sondern kultureller Unsterblichkeit entfaltet und dabei

auch auf röm. Autoren wie Cicero zu sprechen kommt (52f). Bei Cicero ist der Ruhmesbegriff der „gloria“ zentral (51), der eine kulturelle Unsterblichkeit im kollektiven Gedächtnis beschreibt (52). Dieser Gedanke ist auch der griechischen Antike allgemein bekannt (59). L. beschreibt weiter, wie sich die Vorstellung irdischer Unsterblichkeit bei Platon und Aristoteles zu Entwürfen transzendenter Unsterblichkeit weiterentwickelt hat (80–89). In Kap. drei beschreibt L., inwiefern die Gedanken des Platon aus denen anderer antiker Philosophen herausstechen, indem er schlussendlich als erster einen Leib-Seele-Dualismus entwirft, aus dem die unsterbliche Seele wie aus einem Gefängnis befreit werden kann (102), was den idealen gedanklichen Boden für das frühe Christentum bot (102). So ist der Erfolg des frühen Christentums nach L. damit zu erklären, dass die antiken Philosophen zwar auf der Suche nach der Unsterblichkeit waren, diese in ihren Systemen aber nicht in befriedigender Weise finden konnten: „Anders ist diese geistige Erfolgsgeschichte [des Christentums] nicht zu erklären. Hier kam eine Weltsicht auf, die es so in der Antike noch nicht gegeben hatte, und die Menschen nahmen sie an wie etwas, auf das sie schon lange, ohne es zu wissen, gewartet hatten.“ (109) L. führt im weiteren Verlauf des Kap.s überzeugend aus, inwiefern die christliche Eschatologie allen griechisch-phil. Erkenntnissen überlegen war, was sich letztlich im missionarischen Erfolg des frühen Christentums gezeigt hat: „Auf diese die Menschen bewegende Urfrage [nach dem Leben nach dem Tod] hatte es auch vor dem Eintritt des Christentums in die Geschichte viele Versuche einer Antwort gegeben [...]. Daß das Christentum über alle diese Bewegungen, die es umgab, den Sieg davontrug, war der historische Beweis seiner Überlegenheit.“ (145) Überzeugend stellt L. dar, dass die dialektische frühchristliche Vorstellung einer irdischen Unsterblichkeit im Sinne einer endlosen Verlängerung und Überhöhung des Jetzt-Zustandes gekoppelt mit dem gleichzeitigen Hoffen auf eine jenseitige Unsterblichkeit als eine Annäherung und Abgrenzung zu hellenistischen Entwürfen zu verstehen sei (156f). Im darauffolgenden Exkurs akzentuiert L. noch einmal die Charakteristik des christlichen Glaubens an die Auferstehung im Gegensatz zu griechisch-phil. Ansätzen, die sich an zentralen Begriffen wie „Ruhm“ und „Natur“ entfalten: „Das ewige Leben, von dem Paulus hier spricht, ist etwas anderes als die Unsterblichkeit der Seele, von der die griechischen Philosophen reden. Es ist kein Naturphänomen, sondern ein durch die Gnadentat Gottes gewirktes Leben, auf das man kein Recht und keinen Anspruch hat, sondern das einem von Gott geschenkt wird.“ (173)

In Kap. vier zeigt L. wie sich die frühchristliche Dogmatik im „Fadenkreuz antiker Metaphysik“ (179) entfaltet hat und in verschiedener Weise und unterschiedlichen Zusammenhängen auch in späteren Epochen aus der „Wirkungsgeschichte und Interpretationskraft der antiken dualistischen Ontologie“ (186) geschöpft hat. L. schließt die Studie mit einem Epilog, in dem die Ergebnisse noch einmal zusammengefasst und gedeutet werden. Hier gelingt es L., überzeugend darzustellen, dass der phil. „Nährboden“, auf den das frühe Christentum fiel und die allgemeine Sehnsucht des antiken Menschen nach Unsterblichkeit einige der Hauptgründe für den gewaltigen missionarischen Erfolg des frühen Christentums waren. L. zeigt differenziert, wie sich die christliche Dogmatik am hellenistisch-phil. Erbe „abgearbeitet“ hat und in gleichzeitiger Annahme und Ablehnung bestimmter Aspekte eine ganz neue und gewinnende Weltsicht geschaffen hat: „Erst hier findet der spätantike Mensch die Erfüllung dessen, wonach er sich sehnt: die erstrebte Fortdauer seiner Existenz in einer Welt, die der hiesigen nicht ganz unähnlich ist, aber im Unterschied zu dieser absolut vollkommen ist, gepaart mit konkreten Freuden seines verwandelten Leibes und Lebens in Ewigkeit.“ (211).

Letztere Gesamtdarstellung der Vf.in liest sich sehr überzeugend. Der Fokus der Vf.in liegt hauptsächlich darauf, den christlichen Unsterblichkeitsglauben als Siegeszug über die in dieser

Hinsicht als defizitär empfundene hellenistische Phil. darzustellen und damit den missionarischen Erfolg des Christentums zu erklären. Für die weitere Forschung wäre es interessant, hier anzuknüpfen und weiterzufragen, inwiefern atl.-jüd. Vorstellungen, die teils völlig auf eine Auferstehungshoffnung verzichten oder die Leiblichkeit und Diesseitigkeit der Auferstehung besonders hervorheben, ebenfalls die Ausbildung der frühchristlichen Auferstehungshoffnung genährt und gefördert haben.

Über die Autorin:

*Christina Risch*, Dr.in, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für evangelische Theologie an der Universität Koblenz, Fachbereich Neues Testament (crisch@uni-koblenz.de)